

Selbst-Befriedigung

Zur sozialstrukturellen Bedeutsamkeit freud-, lust- und genussgenerierender Praktiken

Sandra Matthäus

Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »Hedonistische Routinen und die Lust an der Krise – Soziologische Perspektiven auf Genuss und Glück in der Gegenwartsgesellschaft« – organisiert von Daniel Kofahl und Benjamin Berend

Hedonismus und Soziologie sind eine eher ungewöhnliche Kombination. Umso interessanter ist es deshalb, dass innerhalb der SINUS-Milieu-Studien ein signifikanter Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Hedonismus festgestellt wurde. So gehörten etwa 15 Prozent der Bevölkerung dem »Hedonistischen Milieu« an, was ca. 10,5 Millionen Bürgern entspricht, welches die »spaß- und erlebnisorientierte moderne Unterschicht/untere Mittelschicht« bezeichnet, die sich durch ein »Leben im Hier und Jetzt, Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft« auszeichnet (Sinus 2015: 13). Aufgrund der besonderen Präsenz dieses Milieus innerhalb der Gruppe der Vierzehn–Siebzehnjährigen wurde dies hier in die Untergruppen »Materialistische« und »Experimentalistische Hedonisten« differenziert (Calmbach 2011: 32). Erstere stellten dabei die »freizeit- und familienorientierte Unterschicht mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen« dar, die »großen Wert auf die Repräsentation von (angestrebtem) Status« lege (Calmbach 2011: 211 f.); letztere die immer noch zum überwiegenden Teil der Unterschicht bzw. unteren Mittelschicht zuordenbaren (Calmbach 2011: 34 f.) »spaß- und szeneorientierte[n] Nonkonformisten mit Fokus auf Leben im Hier und Jetzt«, konsumkritischen Werteinstellungen sowie »Ankerwerte[n]« wie »Freiheit, Selbstverwirklichung, Spontanität, Kreativität, Risikobereitschaft, Spaß, Genuss und Abenteuer« (Calmbach 2011: 249f.).

Hedonismus ist laut den SINUS-Milieu-Studien also eher typisch für die Lebensstile unterer Milieus unserer Gesellschaft. Anzumerken ist bei dieser Kategorisierung jedoch, dass weder ersichtlicherweise unabhängig des empirischen Materials theoretisch geklärt wird, was unter Hedonismus eigentlich zu verstehen ist, noch wie dies method(olog)isch eingefangen und welche Bedeutung dabei der bei den SINUS-Milieu-Studien scheinbar im Mittelpunkt stehende subjektive Sinn der Akteure einnehmen sollte. Betrachtet man sich nämlich auch nur eine sehr minimale Definition von Hedonismus etwa bei Dessau, Kanitscheider (2000), die Hedonismus auf dem »somatische[n] und mentale[n] Geschehen um den Komplex der Lust« (Dessau, Kanit-

scheider 2000: 13) basierend sehen und diesen im Sinne einer Hedonik als eine »Lebenspraxis des Genießens« (Dessau, Kanitscheider 2000: 21) begreifen, Hedonismus also im Zusammenhang mit sozialen Praktiken sehen, die Freude, Genuss- und Lustgefühle sowie Gefühle des Glücks und Wohlbefindens hervorrufen, so ist klar, dass beim Studium der sozialstrukturellen Bedeutsamkeit des Hedonismus in erster Linie die soziale Praxis im Zusammenhang mit dem Phänomenbereich der menschlichen Gefühle im Mittelpunkt stehen muss. Deshalb kann der subjektive Sinn der Akteure, also das bewusst zugängliche reflexive Wissen, nicht den primären Bezugspunkt für die Datenerhebung und -auswertung darstellen.

Meine These lautet somit auch, dass vor dem Hintergrund einer konsequent praxistheoretischen Perspektive, wie jener von Pierre Bourdieu, sich hedonistische Praktiken, also Praktiken, die Freude, Lust und Genuss generieren, eher als typisch für obere, herrschende, denn für beherrschte, untere Milieus herausstellen.¹ Dies liegt darin begründet, dass bei einer Rekonstruktion der Habitus­theorie Pierre Bourdieus, die sich der zentralen Bedeutung von Affekten in ihrer elementaren Verbindung zu Prozessen der (Be-)Wertung widmet, sich der *praktisch-wertende Selbstbezug* aufgrund spezifisch strukturierter (primär-)sozialisatorischer Interaktionsbeziehungen als die grundlegende Struktur offenbart, die Bourdieu mit dem Habituskonzept als inkorporierter, unbewusster, strukturierter und strukturierender Struktur einfangen wollte. Sie generiert in je spezifischer Weise Gefühle, die typischerweise soziale Ordnung reproduzierende soziale Praktiken hervorbringen. Für herrschende Milieus ist dabei ein vergleichsweise² positiver praktisch-wertender Selbstbezug typisch, bei dem sich wertschätzend auf das eigene Selbst im Sinne der eigenen Wahrnehmungen, Gedanken, Bedürfnisse oder Handlungen bezogen wird. Im Umkehrschluss ist für beherrschte Milieus ein relativ abwertendes Selbstverhältnis erkennbar, bei dem die Bedürfnisse des eigenen Selbst typischerweise anderen, fremden, gesellschaftlichen Bedürfnissen im Sinne (imaginiertes) sozialer Erwartungen untergeordnet werden. Besonders instruktiv ist hierbei auch die Unterordnung unter die für unsere Gesellschaft typische *Selbstwertnorm* selbst, welche die Norm ausdrückt, sich wertschätzend auf sich selbst beziehen zu müssen. Insofern lässt sich sagen, dass Freude, Lust und Genuss als Ausdruck von Praktiken der Selbst-Befriedigung strukturierter und strukturierender Handlungsmodus ist, der, gemäß der Habitus­theorie Bourdieus, geprägt von Interaktionsmustern während der (Primär-)Sozialisation, über den Grad der Legitimität der Akteure entscheidet. Es lässt sich so feststellen, dass die Art des praktisch-wertenden Selbstbezugs oder Selbstverhältnisses zum einen Einfluss auf die (Re-)Produktion der vertikalen Strukturierung unserer Gesellschaft hat, nämlich dann, wenn es in der Praxis um die Bewertung und somit auch Kategorisierung und Klassifizierung von Verhaltens- und Seinsweisen geht, die Einfluss auf die soziale Positionierung der Akteure haben. Zum anderen beeinflusst die Selbstwertnorm auf grundsätzlicherer Ebene die Unterscheidung von normalen und unnormalen im Sinne von psychisch kranken Verhaltens- und

1 Ich folge hier dem vereinfachenden dichotomisierten Vokabular Bourdieus im Sinne von Herrschenden und Beherrschten (zum Beispiel Bourdieu 1987: 231; Bourdieu 2005: 8), um in der Kürze des hier Darstellbaren deutlicher den prinzipiellen Mechanismus der Strukturreproduktionen bezüglich des akteurischen Status in unserer Gesellschaft aufzeigen zu können.

2 Bourdieu und Wacquant (2006: 126 f., 266) folgend, ist auch hierbei die Relation zwischen den Milieus entscheidend.

Seinsweisen. So wird deutlich, dass Bourdieus Gesellschaftsanalyse der Klassenkämpfe, deren »sublimste Gestalt [...] die höchsten Werte der Person« darstellen (Bourdieu 1987: 488), also das, was eine Person zu einer gesellschaftlich legitimen, wertvollen Person macht, immer auch Analysen über die legitime Subjektivierungsform der untersuchten Gesellschaft sind, die gesellschaftliche Ordnungsfunktion haben (siehe hier auch Reckwitz 2008: 21, 39 ff.).

Im Folgenden werde ich versuchen diese These skizzenartig zu plausibilisieren. Im ersten Teil werde ich so aufzeigen, wie unter Einbeziehung der zentralen Bedeutung der Affekte in ihrer engen Verbindung zu Bewertungspraxen bei Bourdieu geklärt werden kann, dass das eigentliche Unterscheidungsmerkmal der milieuspezifischen Habitusformen der praktisch-wertende Selbstbezug ist, der in seiner positiven Ausprägung im Sinne der Selbstwertnorm typischerweise Gefühle, wie Freude, Lust und Genuss und in seiner negativen, davon im Vergleich abweichenden Ausprägung eher Gefühle wie Angst und Scham generiert (siehe hierzu ausführlich Matthäus 2015: 222 ff.). Im zweiten Teil wird dann am extremen Fallbeispiel des Krankheitsbildes Schizophrenie aufgezeigt, inwiefern Verhalten, welches in unserer Gesellschaft als psychisch krank markiert, also als solches kategorisiert und klassifiziert wird, von einem praktisch-wertenden Selbstverhältnis produziert wird, welches in extremer Weise von der Selbstwertnorm abweicht. Dazu werden einerseits die Krankheitsdefinitionen der ›Mainstream-Psychologie‹ sowie stärker soziogenetisch ausgerichtete Ansätze im Hinblick auf Krankheitsursache, Krankheitsbild und (implizites) Therapieziel im Sinne des anzustrebenden Subjekt-Ideals analysiert. Derart kann ex negativo bestätigt werden, dass der positive praktisch-wertende Selbstbezug die gesellschaftliche Ordnung stiftende, legitime Subjektivierungsform unserer Gesellschaft darstellt.

Der praktisch-wertende Selbstbezug als grundlegende Strukturierungsdimension des Habitus

Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist die Feststellung, dass die Frage danach, was denn der Habitus, verstanden als strukturierte und strukturierende, also Praxis erst hervorbringende, inkorporierte und weitgehend unbewusst prozessierende Struktur, eigentlich strukturiert, nie wirklich beantwortet wurde. Deswegen ist auch eine exakte Grenzziehung zwischen verschiedenen Habitusformen bis dato schwergefallen. (Reckwitz 2008: 47 f.). Betrachtet man sich allerdings genauer Bourdieus Aussagen zur Einverleibung und späteren Entäußerung sozialer Strukturen, und vor allem auch die Rolle, welche die im Körper verankerten Affekte dabei einnehmen, so wird klar, dass es sich dabei vor dem Hintergrund einer Minimaldefinition von Struktur als spezifische Beziehung zwischen mindestens zwei Elementen (zum Beispiel Lüdtker 1994: 651 f.), nur um die spezifisch wertende Beziehung des Akteurs zu sich selbst handeln kann.

Dies liegt zunächst darin begründet, dass Bourdieu grundsätzlich davon ausgeht, dass der ganze Prozess der »Interiorisierung der Exteriorität und der [anschließenden] Exteriorisierung der Interiorität« (Bourdieu 1979: 147), auf der Funktionsweise des Affektiven aufbaut, denn die sozialen Strukturen und das damit zusammenhängende implizite, praktische Wissen dringe durch die

»Affektivität, genauer gesagt [über den] affektiven Austausch mit der gesellschaftlichen Umgebung [...] in die Körper« (Bourdieu 2001: 181). Und »[d]ieser Austausch ist in dem Maße, in dem er die ganze Person der beiden Partner einbindet – vor allem natürlich das Kind, aber auch die Eltern –, in hohem Maße affektgeladen. Das Kind verkörpert Soziales in Form von Affekten, die aber schon sozial qualifiziert sind« (Bourdieu 2001: 213).

Vor allem aber wird dies in folgender dezidiert Aussage zur Habitusgenese deutlich, in der Bourdieu neben dem affektiven Modus der Strukturreproduktion den dabei entscheidenden Aspekt des (primär-)sozialisatorischen Interaktionsgeschehens benennt:

»Die Gesamtheit der über das Kind gefällten, positiven oder negativen Urteile – performative Behauptungen über das Wesen des Kindes, die das schaffen, was sie behaupten – oder die subtiler und heimtückischer wirkende Gesamtheit der *stillschweigenden Zensureingriffe*, die die Logik der häuslichen Ordnung durchsetzt: Dieses ganze Familien-*fatum* hätte nicht so starke, nicht so dramatische Auswirkungen, wäre all dies nicht mit Wünschen überfrachtet und durch den Verdrängungsmechanismus in das Innerste des Körpers versenkt, wo sie als Schuldgefühle, als Phobien, mit einem Wort als Leidenschaft fortleben« (Bourdieu 2001: 214; Hervorhebung im Original).

Die »Urteile über das *Wesen* des Kindes, die das schaffen, was sie behaupten«, fungieren also als Fremdbewertungen, die zu Selbstbewertungen und zwar in Form von Gefühlen werden, die durch die Verdrängung in das »Innerste des Körpers« eben nicht mehr als solche, sondern als Ausdruck der vollkommen individuellen Subjektivität verstanden werden und gerade deshalb strukturreproduzierende Wirkung haben. Gefühle sind folglich Manifestationen eines unbewussten wertenden Selbstbezugs, der sich aufgrund von primär-sozialisatorischen Fremdbewertungen ausbildet.³ Unsere wichtigsten, »letzten Werte« treten demnach als »erste und ursprüngliche Dispositionen des Körpers, Geschmacks- und Ekelempfindungen« (Bourdieu 1987: 740, Hervorhebung S. M.) in Erscheinung und begründen so »weitaus nachdrücklicher als die erklärten Meinungen und Ansichten im Unbewussten die Einheit einer Klasse« (Bourdieu 1987: 137).

Auch die Aussagen Bourdieus zur vom Habitus strukturierten Praxis stützen die These vom praktisch-wertenden Selbstbezug als grundlegender Strukturierungsdimension des Habitus. Für Bourdieu ist es nämlich weniger entscheidend, ob jemand Golf oder Tennis spielt, Rotwein oder Bier trinkt, Hausmannskost oder Haute Cuisine bevorzugt, also im Grunde weniger bedeutsam, *was* jemand tut. Entscheidend ist vielmehr letztlich, *wie* jemand etwas tut, was präzisierend bedeutet, wie sich jemand auf die Welt und das heißt vorgängig auf sich selbst im Vergleich zur Welt bezieht bzw., vor dem Hintergrund des bisher Ausgeführten, wie viel Wert wir uns im Vergleich zur Welt unbewusst im praktischen Tun beimessen, denn: »Der Habitus konstruiert die Welt durch eine bestimmte Weise *sich auf sie* auszurichten« (Bourdieu 2001: 184, Hervorhebung

³ Dies wird auch durch die Ausführungen von Scheer (2012) und Reckwitz (2015) zur grundlegenden und speziellen Affektivität sozialer Praktiken sowie durch die emotionsphilosophischen, neoexistenzialistischen Arbeiten Jan Slabys (2008, 2010; Slaby et al. 2011) und durch die neuere psychoanalytische Intersubjektivitätstheorie (zum Beispiel Orange, Atwood, Stolorow 2003) bestätigt. Alle vier beschreiben direkt oder indirekt, wie Gefühle eine wertende Beziehung des Akteurs/der Akteurin zur Umwelt zum Ausdruck bringen und somit von diesem, auch im Sinne seines vorgängigen, sozialisierten Selbstbezugs abhängig ist. Zudem sind mit den (primär-)sozialisatorischen Werturteilen nicht nur die Bedingungen der Herausbildung der verschiedenen Habitus genannt, sondern es ist auch auf die Bedingungen für deren Wandel hingewiesen, deren Benennung ein Problem der bisherigen Praxistheorie darstellte (Reckwitz 2003: 297).

S. M.). Das bedeutet also, dass der Habitus darauf Einfluss hat, wie wir uns im Vergleich zur Welt positionieren, um uns dann auf sie zu beziehen. Zum Ausdruck kommt dies auch in der Formulierung, dass der Habitus »eine besondere, aber konstante [...] Weise [sei], mit der Welt *in Beziehung* zu treten (Bourdieu 2001: 182, Hervorhebung S. M.).« So ist auch »der Geschmack für bestimmte Speisen und Getränke [nur eine der ...] übrigen Dimensionen des umfassenden Verhältnisses zur Welt, zu den anderen Menschen wie zum eigenen Körper, worin sich die einer jeden Klasse spezifische praktische Philosophie erfüllt« (Bourdieu 1987: 311). Und auch die für den Reproduktionsprozess sozialer Ungleichheit, bzw. allgemeiner, sozialer Ordnung so entscheidende Bildung »reduziere« sich »in ihrer einfachsten und erhabensten Form [...] auf den *Bezug zu ihr*« (Bourdieu 1987: 518, Hervorhebung im Original).

Das, was also die grundlegende inkorporierte Strukturierungsdimension des Habitus ist, ist der praktisch-wertende Selbstbezug der Akteure, der, sich bewusst oder unbewusst als Gefühl manifestierend, einen spezifischen Weltbezug hervorbringt. Dieser Selbstbezug ist dabei durch die spezifisch wertende Bezugnahme der Primärsozialisatoren hervorgebracht. Die soziale Praxis von Akteuren wird also stets unter affektiver Beteiligung hervorgebracht und ist somit stets auch Ausdruck deren spezifischer praktisch-wertender Selbstverhältnisse. Im Umkehrschluss heißt dies, dass über Gefühle auch auf diese Selbstverhältnisse geschlossen werden kann. Zu betonen ist hierbei, dass es Bourdieu dabei weniger um bewusste Bewertungen geht, sondern vor allem um jene Bewertungen, die sich im »objektiven Sinn« (Bourdieu 1979: 179; Bourdieu 1987: 727; Bourdieu 1993: 98 f., 115 f., 127) der sozialen Praxis ausdrücken, weswegen der wertende Selbstbezug hier auch als *praktisch-wertender* Selbstbezug bezeichnet wird.

Die Selbstwertnorm oder der wertschätzende praktische Selbstbezug als legitime Subjektivierungsform

Blickt man nun in die Bourdieusche Habitusempirie, so wird deutlich, dass Selbstverhältnisse, die Freude, Lust und Genuss hervorrufen, wesentlich typischer für die oberen, herrschenden, denn für die unteren, beherrschten Milieus sind. So zeichnen sich etwa die oberen Milieus in Bourdieus empirischen Hauptwerk »Die feinen Unterschiede« (1987), auf die ich mich im Folgenden beziehen werde, durch »Selbstgerechtigkeit«, »Selbstgewissheit« (Bourdieu 1987: 516 f.), »äußere und innere Sicherheit« sowie »Lässigkeit, Charme, Umgänglichkeit, Eleganz, Freiheit, mit einem Wort Natürlichkeit« (Bourdieu 1987: 531) aus. Affektive Zustände, wie »Lust«, »Spaß« (Bourdieu 1987: 430 f.), »Freude« und »Genuss« (Bourdieu 1987: 424) begleiten die Handlungen der Angehörigen der oberen Milieus und werden wie im folgenden Beispiel oftmals als Handlungsursache beschrieben: »Mir ist gleichgültig, ob ich weiß, wer gemalt hat und wie, für mich zählt, dass der Anblick eines Bildes mir Freude macht« (Bourdieu 1987: 424). Im Umkehrschluss wird eine anders begründete Wahl von Handlungen abgelehnt: »[S]ie [die Neureichen] haben keine Zeit, *sich für sich selbst zu interessieren*. Was sie im Grunde interessiert, ist nicht das, was ihnen gefällt, sondern was einen bestimmten Wert hat« (Bourdieu 1987: 429, Hervorhebungen S. M.). Derartige Praktiken sind mit einem wertschätzenden Selbstbezug in Verbindung zu bringen, da diese Gefühle nur entstehen können, wenn die Bedürfnisse des eigenen Selbst befrie-

diget werden und dem vorausgehend jene Wahrnehmungen, Erfahrungen, Gedanken ernst genommen werden, die (unbewusst) als die eigenen begriffen werden (Dessau, Kanitschneider 2000: 135 f.).

Dieser Haltung zu kulturellen Gütern steht der »Ehrgeiz«, der »rigide Voluntarismus«, der »unaufhörliche[n] Lobgesang auf die Pflicht« der beherrschten Milieus gegenüber (Bourdieu 1987: 531), die »ganz *Ergebenheit* gegenüber der Kultur« (Bourdieu 1987: 503, Hervorhebung im Original) sind. In Bezug auf Bildung kennzeichnet sie hauptsächlich »hilflose[r] Eifer« (Bourdieu 1987: 503), der oft von einem »Gefühl eigenen Unwerts begleitet [ist] ..., das genauso groß ist wie der Respekt, den man der Sache entgegenbringt« (ebd.). Dieser Eifer ist eine »undifferenzierte[n] Verehrung, in der sich Gier mit Angst mischt« (Bourdieu 1987: 504) und der dazu führt, dass kulturelle Wertungen »zugleich bänglich[en] und allzu selbstsicher[en](ebd.) hervorgebracht werden. Kennzeichnend für die unteren Milieus ist also der »Konformismus, der sich an Autoritäten und Verhaltensmuster klammert und sich ans Bewährte und als wertvoll Beglaubigte hält« (Bourdieu 1987: 519) und der sich vor allem in »Selbstbeherrschung« (ebd.) äußert. Derart wird getan, »was sich gehört«, »was *man* tut«, was »man heute so [macht]« (Bourdieu 1987: 595; Hervorhebung im Original). Blumen werden gekauft, »weil sich Blumen im Haus gehören« (Bourdieu 1987: 611) und nicht etwa, weil man sie persönlich mag und sie einem Freude bereiten. Besonders eindringlich für diese Selbstbeherrschung ist folgendes Zitat einer Angehörigen der beherrschten Milieus: »[M]eine Kinder haben nicht recht, wenn sie sagen: ›mach doch, was du magst. Ich meine ›im Leben muss man oft Dinge tun, die einem zunächst nicht gefallen, und trotzdem haben sie einem zu gefallen« (Bourdieu 1987: 613). Neckel (1991: 240) konstatiert somit richtigerweise, dass der Kleinbürger der Prototyp sozialer Scham ist – ein Gefühl, welches auch Bourdieu selbst zurecht als typisch für beherrschte Milieus ansieht (2001: 217), da es die Unterordnung des eigenen Selbst unter Normen beschreibt, die *eigentlich*⁴ nicht die eigenen sind (Scheff 1988: 396, 405; Neckel 1991: 16 ff.; Tiedemann 2007: 53 ff.).

Hierbei wird also nicht nur ersichtlich, dass ein wertschätzender Bezug zu sich selbst eher typisch für herrschende Milieus ist. Auch wird erkennbar, dass gemäß der Bourdieuschen Klassen- und Distinktionskämpfe (Bourdieu 1987: 488) der gesellschaftliche Standard dem typischen Selbstbezug der herrschenden Milieus entspricht, den ich *Selbstwertnorm* nenne. Gemeint ist damit, dass sich die legitime Subjektform unserer Gesellschaft durch einen positiven, praktisch-wertenden Selbstbezug auszeichnet, der nicht (nur) *de dicto* propagiert wird, sondern sich *de facto*, im tatsächlichen Tun der Akteure niederschlägt (und somit typischerweise verstärkt Freude, Lust und Genuss generiert). Eindrückliches Beispiel aus Bourdieus eigenem Material ist dabei sowohl der Angehörige der herrschenden Milieus, der all jene Akteure abwertet, die nicht über ein derartiges, also vergleichsweise positives, praktisches-wertendes Selbstverhältnis ver-

4 Die Rekonstruktion des objektiven Sinns sozialer Praxis, wofür meines Erachtens nach besonders die Method(ologie) der Objektiven Hermeneutik (zum Beispiel Oevermann et al. 1979; Wernet 2006) geeignet ist, ermöglicht es zwischen jenen Bedürfnissen zu unterscheiden, die als eigene unbewusst wahrgenommen werden und jenen Bedürfnissen, die als fremde unbewusst wahrgenommen werden. Insofern sind auch Aussagen dazu möglich, in welchen Situationen der subjektive Sinn der Akteure vom objektiven Sinn der Handlungen, also der sozialen Praxis, abweicht, was auch den Unterschied umfasst, einer Norm *de dicto* lediglich entsprechen zu wollen oder ihr *de facto* zu entsprechen. Siehe dazu etwas ausführlicher und mit empirischen Beispielen Matthäus (2015: 232 ff.).

fügen, als auch jene Angehörige der beherrschten Milieus, die zum Ausdruck bringt, dass ihr Dinge, die sie sich gezwungen fühlt zu tun, zusätzlich auch zu gefallen hätten, also sie sich dazu zu bringen habe, Freude oder anderweitige positive Gefühle bezüglich dieser Praktiken zu empfinden, da – so muss geschlussfolgert werden – sie der Norm des wertschätzenden Selbstbezugs entsprechen *will*.

Dies lässt sich auch im Allgemeinen an den in unserer Gesellschaft vorherrschenden Idealen wie Autonomie, Authentizität und Selbstbestimmung (zum Beispiel Krähnke 2007) erkennen, die letztlich alle für ihr Erreichen einen relativ-wertschätzenden Selbstbezug voraussetzen, denn: selbstbestimmtes Handeln setzt voraus, dass es jene Wahrnehmungen, Gedanken und Bedürfnisse des Selbst sind, die unbewusst, aber sich im praktischen Tun ausdrückend als *eigene begriffen* werden, die das Handeln bestimmen und nicht jene Bedürfnisse, die dementsprechend als *fremde begriffen* werden. Auch die gesellschaftsanalytischen Arbeiten von Osten (2003), Bröckling (2007) sowie Reckwitz (2012) deuten in diese Richtung, wenn sie für unsere Gesellschaft das Vorherrschen eines Normabweichungs-, Andersseins- oder Kreativitätsimperativs herausarbeiten, dem letztlich nur dann entsprochen werden kann, wenn das Handeln der Akteure nicht in Ausrichtung auf gesellschaftliche Standards und Erwartungen erfolgt, sondern eben im Umkehrschluss unter Berufung auf das eigene Selbst.

Diese Selbstwertnorm hat nun aber – wie bereits angekündigt – nicht nur Einfluss auf den gesellschaftlichen Wert von Verhaltensweisen und somit auch Akteuren im Sinne der vertikalen Stratifizierung unserer Gesellschaft. Noch grundlegender hat sie Einfluss darauf, welche Verhaltens- und Seinsweisen und somit welche Subjekte in unserer Gesellschaft als psychisch krank markiert werden.

Bestätigung der Selbstwertnorm ex negativo: Psychische Krankheiten

Hintergrund dieser Aussage bildet dabei die sozialkonstruktivistische Position, die psychische Krankheiten als eine sozial konstituierte Abweichung des Handelns von gesellschaftlichen Normen betrachtet. Prominente Beispiele dafür sind Scheffs Labeling Theory (1963), Goffmans Arbeiten zu totalen Institutionen (1961) und dem Stigma-Konzept (1963), als auch Michel Foucaults Arbeiten über den Wahnsinn (1969) sowie Alain Ehrenbergs Studie zum »erschöpften Selbst« (2004). Vor allem im Hinblick auf die Arbeiten von Scheff und Goffman und daran anschließender Autor/-innen herrscht dabei jedoch ein teilweise naiver Sozialkonstruktivismus vor. Abweichendes Verhalten wird hier lediglich als Resultat eines weitgehend idiosynkratischen Labeling- und damit meist einhergehenden Institutionalisierungsprozesses betrachtet, so dass nicht mehr erklärt werden kann, wie es spezifische Verhaltensweisen wie etwa Halluzinationen, Wahnvorstellungen, psychosomatische Leiden etc. als sozial konstituierte geben kann, was biologistischen Erklärungsweisen argumentativen Raum gibt, gegen die sich Arbeiten dieser Autoren eigentlich richten. Zudem besteht ein Problem dieser Ansätze darin, dass zwar die Normverstößhypothese überall, ob implizit oder explizit, mitschwingt, aber oftmals nur unzureichend geklärt wird, gegen welche Norm das als psychisch krank markierte Verhalten eigentlich genau verstößt und wie bzw. warum es hervorgebracht wird. In diesem Zusammenhang möchte ich

argumentieren, dass die Norm, von der als psychisch krank geltende Verhaltens- und Seinsweisen abweichen, die Selbstwertnorm darstellt.

Dies möchte ich hier exemplarisch anhand des Krankheitsbildes der Schizophrenie in groben Zügen verdeutlichen, die einen extremen und damit besonders gut geeigneten Fall für eine solche Untersuchung darstellt, da sie als »eine der schwerwiegendsten psychischen Störungen« ohne zentrales Symptom gilt (Hautzinger, Thies 2009: 51). Benannt werden kann in der »Mainstream-Psychologie« nur ein Symptombündel, bestehend aus positiven und negativen Symptomen, die aber bereits Verweise zum Verstoß gegen die Selbstwertnorm aufweisen. Derart zählen zu den positiven Symptomen sogenannte Ich-Erlebnisstörungen. Damit sind Phänomene wie Gedankeneingebung, Gedankenentzug und Gedankenausbreitung gemeint, zudem Halluzinationen, vor allem akustischer Art in Form von Stimmen, die die Gedanken oder das Verhalten des Akteurs teilweise dialogisierend beschreiben oder bewerten, sowie Wahnvorstellungen, die alle auf die Vorstellung hinauslaufen, aufgrund von etwas Anderem spezifische Impulse zu verspüren und/oder in spezifischer Weise zu handeln (Hautzinger, Thies 2009: 52) – allesamt Vorstellungen also, die darauf hinauslaufen, dass das Eigene von etwas Fremden bestimmt wird, das Eigene also im Vergleich nicht genügend Wert beigemessen werden kann um prioritär für die Handlungsmotivation zu sein. Zu den negativen Symptomen zählen dann besonders informativ unter anderem Apathie, Affektverflachung und Anhedonie (Hautzinger, Thies 2009: 52), also Erscheinungen, die alle zum Ausdruck bringen, dass vergleichsweise wenig bis keine Freude empfunden werden kann. In Bezug auf die Ätiologie wird von einer multifaktoriellen Verursachung ausgegangen, wobei die Hauptursache in biologischen und biochemischen Dysfunktionen vermutet wird, auch wenn anerkannt wird, dass es psychosoziale Stressoren gibt, die einen Ausbruch der *Krankheit* begünstigen (Hautzinger, Thies 2009: 54 ff.). Dies seien vor allem eine ungünstige »emotionale Atmosphäre« (Hautzinger, Thies 2009: 57) in der Familie des Patienten, worunter ein enormes Maß an Feindseligkeit, aber auch emotionales Überengagement gemeint sein kann – beides Fälle, die die Autonomie und somit eigenständige Werthaftigkeit des später Erkrankten untergräbt.

Im Unterschied dazu arbeitet der Psychiater Ronald D. Laing in den sechziger Jahren eine strukturalistische phänomenologisch-existenzialistische Theorie der Schizophrenie mit einem klar benennbaren Symptom und damit verbundener *Krankheits*-Ursache heraus (Laing 1987).⁵ Seine These lautet, dass schizophrene Verhaltens- und Seinsweisen auf »ontologische Unsicherheit« ((Laing 1987: 38) der Betroffenen zurückgeführt werden kann. Dies bedeutet, dass die betroffenen Akteure keine Sicherheit gegenüber der Existenz ihres eigenen Selbst ausbilden konnten, was sich in einer Unsicherheit gegenüber den eigenen Wahrnehmungen, Gedanken und Bedürfnissen äußert, denen somit nicht genügend Wert entgegengebracht werden kann. Besonders eindrücklich veranschaulicht dies ein Beispiel aus dem bereits in den fünfziger Jahren erschienen, einflussreichen Aufsatz des US-amerikanischen Psychiaters und langjährigen Vorsitzenden der International Psychoanalytic Association, Harold D. Searles, auf den sich Laing auch bezieht, in dem der Fall eines jungen Mannes beschrieben wird,

⁵ Die phänomenologische, existenzialistische Psychiatrie bzw. Psychopathologie erfährt seit einigen Jahren eine Renaissance. Wichtige Autoren hierbei sind unter anderem Louis Sass (1994), auch zusammen mit Josef Parinas und Dan Zahavi (2011), Giovanni Stanghellini (2004) und Matthew Ratcliffe (2015).

»who throughout his childhood was told, ›You're crazy!‹ whenever he saw through his parent's defensive denial, [and who] became so mistrustful of his own emotional responses that he relied heavily, for years, upon a pet dog to let him know, by its reaction to this or that person whom he and his pet encountered, whether the person were friendly and trustworthy, or hostile and to be guard against« (Searles 1959: 5).

Zentraler Aspekt ist laut Laing insofern das Fehlen einer »unstreitigen, selbstbestätigenden Gewissheit« (Searles 1959: 5) der eigenen Erfahrung, so dass die ontologisch unsichere Person »außerstande [ist] anzunehmen, dass das Zeug, aus dem es gemacht ist, wahr, gut und *wertvoll* ist« (Searles 1959: 41, Hervorhebung S. M.). Im Unterschied dazu könne ein gesundes Individuum

»sein Sein als real, lebendig, ganz erfahren; als unter normalen Bedingungen so sehr verschieden vom Rest der Welt, dass seine Identität und Autonomie niemals in Frage gestellt werden; als ein Kontinuum in der Zeit; als innere Konsistenz, Substantialität, Wahrheit und *Wert habend*« (Searles 1959: 40, Hervorhebung S. M.).

In extremer Weise weicht somit also die ontologisch unsichere Person von der Norm des wertschätzenden Selbstbezugs und somit von der legitimen Subjektivierungsform unserer Gesellschaft ab – wie dies Laing hier selbst sehr deutlich zum Ausdruck bringt –, da der betroffene Akteur nicht eindeutig klären kann, was überhaupt das Eigene ist bzw. diesem nicht genügend Wert bezüglich der eigenen sozialen Praxis einräumen kann.

Schizophrenie umschreibt für Laing insofern jene Verhaltensweisen, die entstehen, wenn eine Person sich selbst nicht wahrnehmen bzw. diesen Wahrnehmungen nicht genügend Wert zuschreiben kann, und dies auch im Sinne der Versuche, mit der Angst fertig zu werden, die dieses gefühlte Nicht-Sein auslöst (Searles 1959: 42 ff.).

»Wenn das Individuum das Realsein, das Lebendigsein, die Autonomie und Identität von sich selbst und anderen nicht als *selbstverständlich* annehmen kann, dann muss es ständig Wege finden, um zu versuchen, real zu sein, sich oder andere lebend zu halten, seine Identität zu erhalten, alles in dem Bemühen zu vermeiden, wie es das oft ausdrückt, sein Selbst zu verlieren« (Searles 1959: 41, Hervorhebung S. M.). Insofern sei die ontologisch unsichere Person eben auch eher damit beschäftigt, »sich selbst zu bewahren, anstatt sich zu *belohnen*« (Searles 1959: 41, Hervorhebung S. M.).

Für Laing macht es somit einen Unterschied, ob sich Akteure aus irgendeiner Form von Selbst-Liebe auf sich beziehen oder aus anderen Gründen. Insofern unterscheidet Laing ganz in Übereinstimmung mit Bourdieu und meiner These des praktisch-wertenden Selbstbezugs nicht so sehr über ein *Was* der Aktivitäten die Bedeutung der sozialen Praxis, sondern eher über ein *Wie*, also darüber, wie sich der betreffende Akteur auf sich und die Welt bezieht.

Die Ursachen für die Art des Selbst-/Weltbezugs liegen Laings Ausführungen zufolge, analog der Habitusstheorie Bourdieus, dann eindeutig in familialen Interaktionsweisen verortet. Besonders schizophrenogen begreift er dabei Interaktionsmuster, die sich durch eine starke Abwertung des später Erkrankten im Sinne einer Indifferenz gegenüber bzw. Aberkennung der Gültigkeit seiner Wahrnehmungen, Gefühle und Gedanken und damit Abwertung seines Selbst auszeichnen, wie dies etwa in folgender Interaktionssequenz deutlich wird, die ein Gespräch zwischen Eltern, ihrem mit Schizophrenie diagnostizierten Sohn und dem Psychiater protokolliert:

»In jener Sitzung beharrte der Patient darauf, selbstsüchtig zu sein, während seine Eltern ihm das auszureden suchten. Der Psychiater bat ihn, ein Beispiel zu nennen für das, was er mit ›selbstsüchtig‹ meine.

Sohn: Nun, wenn meine Mutter mir manchmal was Gutes kocht und ich es nicht esse, weil ich keine Lust darauf habe.

Vater: Aber er war nicht immer so, wissen Sie. Er ist immer ein artiger Junge gewesen.

Mutter: Das kommt von seiner Krankheit, nicht wahr Doktor? Er war nie undankbar. Er war immer sehr höflich und wohlherzogen. Wir haben unser Bestes getan.

Sohn: Nein, ich war immer selbstüchtig und undankbar. Ich habe keine Selbstachtung.

Vater: Aber doch!

Sohn: Ich könnte sie haben, wenn du mich achten würdest. Niemand achtet mich. Jeder lacht mich aus. Ich bin aller Welt ein Witz. Ich bin die Witzfigur, was soll's!

Vater: Aber mein Sohn, ich achte dich! Denn ich achte einen Mann, der sich selbst achtet« (Laing 1969: 105 f.).

Typische Schizophrenie begünstigende Interaktionsstrukturen sind darüber hinaus Pseudo-Gegenseitigkeit, also ein eklatantes Auseinanderklaffen zwischen propagierter Zusammengehörigkeit und tatsächlicher emotionaler Verbundenheit sowie double-bind-Situationen, also Situationen, die sich durch einen grundlegenden Widerspruch, wie in der Aufforderung ›Sei spontan!‹ auszeichnen. Gemeinsam ist ihnen allen die Abwertung der Erfahrungen, Wahrnehmungen und Gefühle der Kinder. Für Laing stellen somit »ohne Ausnahme Erfahrung und Verhalten, wenn sie als schizophren gelten, eine spezielle Strategie dar, [...] um eine unerträgliche Situation ertragen zu können« (Laing 1969: 104), gehen also immer auf spezifisch strukturierte Erfahrungen zurück, in denen das eigene Selbst starken Abwertungen ausgesetzt ist.

Zusammenfassung, Fazit, Ausblick

Ziel des vorliegenden Artikels war es zu verdeutlichen, dass bei der Einnahme einer konsequent praxistheoretischen Perspektive, freud-, lust- und genussgenerierende Praktiken sich als eher typisch für obere soziale Milieus, denn für untere darstellen. Dies liegt darin begründet, dass Freude, Lust und Genuss dann auftreten, wenn die Bedürfnisse des eigenen Selbst befriedigt werden, was ein vergleichsweise wertschätzendes Selbstverhältnis voraussetzt, das typischerweise in oberen Milieus auftritt. Dies hat eine Rekonstruktion der Habitus­theorie Pierre Bourdieus, die der zentralen Bedeutung der Interiorisierung und Exteriorisierung sozialer Strukturen und somit auch jener der Affekte Rechnung trägt, sowie seiner Habitusempirie gezeigt. Dies konnte an anderer Stelle auch an neuem empirischen Material bestätigt werden (Matthäus 2015: 252 ff.). Derart konnte herausgearbeitet werden, dass unsere Gesellschaft von einer Selbstwertnorm im Sinne einer Norm zum praktisch-wertschätzenden Selbstbezug geprägt ist, was folglich auch die legitime und somit gesellschaftlich wertvolle Subjektivierungsform darstellt. Die Ergebnisse der SINUS-Milieu-Studien mit ihrer Fokussierung auf dem subjektiven Sinn der Akteure können in diesem Zusammenhang insofern als Ausdruck der sozialstrukturellen Bedeutung der Selbstwertnorm im eben ausgeführten Sinne gelten, als dass die Betonung von Spaß, Freude und Genuss sowie Selbstverwirklichung etc. der Angehörigen des *Hedonistischen Milieus* hier zum Ausdruck bringt, dass die Akteure de dicto der Selbstwertnorm entsprechen wollen – in Ähnlichkeit der oben zitierten Angehörigen der unteren Milieus bei Bourdieu, die sich gezwungen fühlt, auch Aktivitäten zu mögen, die sie zunächst nicht mag.

In einer ersten Annäherung konnte zusätzlich dazu herausgearbeitet werden, dass die Selbstwertnorm nicht nur Einfluss auf die klassisch verstandene vertikale Stratifikation unserer Gesellschaft hat, sondern auch auf die Unterscheidung von normalen und unnormalen, psychisch kranken Verhaltens- und Seinsweisen. Die Selbstwertnorm im Sinne der Norm zum positiven praktisch-wertenden Selbstbezug besitzt also als legitime Subjektivierungsform in einem doppelten Sinn gesellschaftliche Ordnungsfunktion. Die vorliegende Arbeit begreift sich dabei auch als ein Angebot die Ess/existentialisierung sozialer Strukturen nachvollziehen zu können, um in einem grundsätzlichen Sinn so besser die Bedeutung sozialer Praxis und damit deren Ordnung und Ordnung (re)produzierende strukturierte Prozesse und prozessierende Strukturen aufschließen und verstehen zu können.

Literatur

- Bourdieu, P. 1979 [1972]: Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyli-schen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1987 [1979]: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1993 [1980]: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 2001 [1997]: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 2005 [1998]: Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., Wacquant, L. J. D. 2006 [1992]: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U. 2007: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Calmbach, M. 2011: Wie ticken Jugendliche? 2012. Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Düsseldorf: Verlag Haus Altenberg.
- Dessau, B., Kanitschneider, B. 2000: Von Lust und Freude. Gedanken zu einer hedonistischen Lebensorientierung, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel-Verlag.
- Ehrenberg, A. 2004 [1998]: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Foucault, M. 1969 [1961]: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. 1961: Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates. Garden City: Anchor Books.
- Goffman, E. 1963: Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Hautzinger, M., Thies, E. 2009: Klinische Psychologie. Psychische Störungen. Weinheim, Basel: Beltz.
- Krähnke, U. 2007: Selbstbestimmung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion einer normativen Leitidee. Weilerswist: Velbrück.
- Laing, R. D. 1969 [1967]: Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laing, R. D. 1987 [1960]: Das geteilte Selbst. Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Lüdtke, H. 1994: Struktur. In W. Fuchs-Heinritz (Hg.), Lexikon zur Soziologie. 3., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, 651–652.
- Matthäus, S. 2015: Was strukturiert eigentlich der Habitus? Oder, der wertende Selbst-/Weltbezug als eigentliches tertium comparationis der verschiedenen Habitusformen. Sozialer Sinn, 15. Jg., Heft 2, 219–251.

- Neckel, S. 1991: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion symbolischer Ungleichheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E., Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer ›objektiven Hermeneutik‹ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. Soeffner (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 352–434.
- Orange, D., Atwood, G., Stolorow, R. 2003 [1997]: Intersubjektivität in der Psychoanalyse. Kontextualismus in der psychoanalytischen Praxis. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Osten, M. v. 2003: Einleitung. In M. v. Osten (Hg.), Norm der Abweichung. Wien, New York: Springer, 7–18.
- Ratcliffe, M. 2005: Experience of Depression. A Study in Phenomenology. Oxford: Oxford University Press.
- Reckwitz, A. 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg., Heft 4, 282–301.
- Reckwitz, A. 2008: Subjekt. Bielefeld: Transcript.
- Reckwitz, A. 2012: Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. 2015: Praktiken und ihre Affekte. Mittelweg 36, 24.Jg., Heft 1-2, 27–45.
- Sass, L. A. 1994: The Paradoxes of Delusion. Wittgenstein, Schreber, and the Schizophrenic Mind. Ithaca: Cornell University Press.
- Sass, L. A., Parnas, J., Zahavi, D. 2011: Phenomenological Psychopathology and Schizophrenia: Contemporary Approaches and Missunderstandings. Philosophy, Psychiatry and Psychology, 18 Jg., Heft 1, 1–23.
- Scheer, M. 2012: Are Emotions A Kind Of Practice (And is that what makes them have a history)? A Bourdieuan Approach to understanding emotion. History and Theory, Vol. 51, Issue 2 (May 2012), 193–220.
- Scheff, T. 1963: The Role of the Mentally Ill and the Dynamics of Mental Disorder. Sociometry, Vol. 26, Heft 4, 436–453.
- Scheff, T. 1988: Shame and Conformity: The Deference-Emotion System. American Sociological Review, 53. Jg., Heft 3, 395–406.
- Searles, H. F. 1959: The effort to drive the other person crazy – an element in the etiology and psychotherapy of schizophrenia. British Journal of Medical Psychology, Vol. 32, Issue 1, 1–19.
- Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH. 2015: Informationen zu den SINUS-Milieus 2015. Stand 01/2015. http://www.sinus-institut.de/fileadmin/user_data/sinus-institut/Downloadcenter/Informationen_zu_den_Sinus-Milieus.pdf, (letzter Aufruf 29. Dezember 2015).
- Slaby, J., Stephan, A., Walter, H., Walter, S. 2011 (Hg.): Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle. Paderborn: mentis.
- Slaby, J. 2008: Gefühle und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existenzialistischen Konzeption von Personalität. Paderborn: mentis.
- Slaby, J. 2010: Gefühl und Weltbezug. Eine Strukturskizze der menschlichen Affektivität. In M. Großheim (Hg.): Rostocker Phänomenologische Manuskripte. Rostock: Universität Rostock.
- Stanghellini, G. 2004: Disembodied Spirits and deanimated bodies. The psychopathology of Common Sense. New York: Oxford University Press.
- Tiedemann, J. 2007: Die intersubjektive Natur der Scham. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Philosophie. http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000002943 (letzter Zugriff 10. November 2012).
- Wernet, A. 2006: Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Wiesbaden: VS.